Das Wasser aus Schweizer Gletschern wird zu Gold. > 37

So kommt an Ostern keine Langeweile auf: Acht Reisetipps zu Anlässen ums Osterei samt schrägen Bräuchen. > 43

Die Dirigentin Lena-Lisa Wüstendörfer wohnt nach dem Motto «Reduce to the max». > 41

Jetz gits en App für Schwiizer Dialäkt

Mundart ist in – vor allem die eigene. Ob bei Hayeks Geschäftsbericht, beim Bremer Tatort oder neu als interaktiver App

Eine neue App bestimmt die Herkunft von Schweizer Dialekten nach wissenschaftlichen Kriterien. Sie erlaubt es auch, die eigene Aussprache aufzunehmen und mit derjenigen von anderen Usern zu vergleichen. Die so generierten Daten sind auch für die Forschung interessant.

VON **MARTINA HUBER**

Bütschgi, Bätzgi, Gigetschi, Üürbsi, Huusini, Spuele – fast vierzig Varianten für das Kerngehäuse des Apfels stehen zur Auswahl in der Dialäkt-Äpp, die nächsten Freitag im App-Store erscheinen wird. Um ihren jeweiligen Dialekt geografisch verorten zu lassen, können User weiter anwählen, wie genau sie «Abend», «fragen», «schneien», «spät» und eine Reihe weiterer Wörter aussprechen. Schliesslich spuckt die App eine Liste der Gemeinden aus, mit denen die Mundart des Users die grösste Übereinstimmung zeigt.

Die Idee, die Herkunft von Dialekten anhand ausgewählter Begriffe zu bestimmen, ist nicht neu: Als Webseite zur Dialektbestimmung gibt es bereits seit 1998 das sogenannte Chochichästli-Orakel. Bis 2011 haben eine Million Besucher die Seite besucht, und seit rund einem Jahr gibt es das Orakel auch als App. Sie kostet einen Franken und hat laut dem Infotext keinen wissenschaftlichen Anspruch – sie soll einfach die Vielseitigkeit unserer Sprache aufzeigen.

«Wir kannten das Chochichästli-Orakel und wollten etwas Ähnliches machen», sagt Adrian Leemann vom Phonetischen Laboratorium der Uni Zürich, der die neue Dialäkt-Äpp gemeinsam mit Software-Entwicklern und weiteren Sprachwissenschaftern erarbeitet hat. Aber die neue Anwendung sollte noch weitere Funktionen haben und interaktiv sein, damit sie nicht nur zur einmaligen Bestimmung des Dialektes eingesetzt werden kann.

SO LIEFERT DIE APP nun unter «Wort der Woche» immer wieder Hintergrundinfos über Herkunft und Bedeutung von ausgesuchten schweizerdeutschen Ausdrücken. Diese Inhalte stellt das Schweizerische Idiotikon zur Verfügung. Weiter können Benutzer ihren eigenen Dialekt aufnehmen oder anhören, wie andere Leute sprechen oder früher gesprochen haben. Dazu werden alle Aufzeichnungen der Benutzer sowie historische Aufnahmen des Phonogrammarchivs der Uni Zürich auf einer Schweizer Karte verlinkt, wo sie sich durch Anklicken abspielen lassen.

Als Sprachwissenschafter, der seine Doktorarbeit zur Melodie von Schweizer Dialekten verfasst hat, wollte Leemann die Dialektbestimmung schliesslich nach wissenschaftlichen Kriterien angehen. Die nötigen Daten fanden er und sein Team im Sprachatlas der Deutschen Schweiz (SDS), dem mehrbändigen Standardwerk des Schweizerdeutschen, das die Dialektlandschaft auf rund 1500 Karten abbildet. 16 davon haben die Forscher ausgewählt. Das Kriterium: Die Überschneidung der Karten soll eine möglichst kleine Schnittmenge geben, also eine möglichst genaue Lokalisierung erlauben.

SO VERRÄT BEISPIELSWEISE das Wort «Bett», ob ein Sprecher eher aus der westlichen oder östlichen Deutschschweiz stammt: Im Osten wird das Wort tendenziell mit geschlossenem, im Westen mit offenem «e» ausgesprochen. Die Aussprache von «schneien» teilt den Nordwesten vom Südosten. Wörter wie «Abend» oder «fragen» lassen eine kleinräumigere Zuordnung der Dialekte zu.

Anders als beim Chochichästli-Orakel, bei dem die verschiedenen Dialekt-Varianten nur geschrieben sind, kann man sich bei der Dialäkt-Äpp alle Versionen anhören. So sind auch ohne komplizierte phonetische Schreibweisen feine Nuancen in der Aussprache zu unterscheiden: Das Wort «Aabe» etwa ist im Orakel eine einzige Variable, in der Dialäkt-Äpp sind es deren drei, weil verschiedene Qualitäten des Vokals «a» unterschieden werden.

Dennoch kann sich Leemann vorstellen, dass die App nicht alle User korrekt einordnet: Die Daten für den Sprachatlas, auf dem die App basiert, sind Mitte des letzten Jahrhunderts erhoben worden. Zudem sind damals gezielt Leute der älteren Generation befragt worden, mit Vorzug solche, bei denen bereits Eltern und Grosseltern in der Gemeinde gewohnt hatten. Deshalb bildet der Sprachatlas die Dialektlandschaft der Schweiz um das Jahr 1900 ab. «Seit damals haben sich die Dialekte vielleicht verändert», sagt Leemann.

Deshalb fragt die App nach jeder Dialektbestimmung, ob das Resultat tat-

FORTSETZUNG AUF SEITE 34

INSERAT

FORTSETZUNG VON SEITE 33

sächlich zutrifft. Falls nicht, können User selbst angeben, welcher Gemeinde sie ihren Dialekt zuordnen würden. «Wir werden alle Daten sammeln. Und falls wir sehen, dass die Dialekte sich seit anno dazumal stark verändert haben, können wir die App entsprechend anpassen – und vielleicht sogar einzelne Karten des Sprachatlas neu auflegen», sagt Leemann.

Helen Christen, Professorin für Germanistische Linguistik an der Uni Freiburg, glaubt allerdings nicht, dass die Daten des Sprachatlas völlig überholt sind. Sie ist eine der Herausgeberinnen des «Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz» und forscht selbst seit langem zu Schweizer Mundarten.

So hat sie in den 1990er-Jahren in einer Studie die Dialekte von rund fünfzig jungen Leuten analysiert. Fast alle hätten gesagt, dass ihr Dialekt für eine solche Analyse nicht geeignet sei, weil sie keinen reinen Dialekt sprächen, sondern eine Mischform. Dennoch: «Es war erstaunlich, wie gut ich die Dialekte einordnen konnte – mithilfe dieses uralten Sprachatlas.»

ZWAR ÜBERNEHMEN LEUTE bei einem Umzug oder einem neuen Arbeitsort schnell einmal neue Wörter, sagen beispielsweise plötzlich «Butter» anstelle von «Anke». Aber wie genau jemand ein «a», ein «o» oder einen anderen Laut ausspricht, das ändert sich laut Christen nicht so schnell. Auch die Art, wie jemand Verben konjugiere oder Substantive in Sätze einpasse, sei relativ stabil. Anhand dieser Merkmale könne man Dialekte auch heute meist noch zuverlässig einordnen – trotz der Mobilität. Vielleicht nicht mehr auf die Gemeinde genau, aber zumindest in eine Dialekt-Region. «Ein Einheits-Schweizerdeutsch oder gar ein Dialekt-Sterben ist nicht in Sicht», sagt Christen.

Auf die Dialäkt-Äpp ist sie sehr gespannt. Gerade als Forscherin sieht sie darin einen faszinierenden Weg, auf einfache Weise an sehr viele aktuelle Sprachdaten zu kommen. Deshalb hat sie die Entwicklung der App auch finanziell unterstützt – als eine von 65 Privatpersonen. Unis und Forschungsinstitutionen finanzierten nicht mit, Leemann und sein Team wandten sich über die Crowdsourcing-Plattform wemakeit.ch an die Öffentlichkeit. Und hatten nach nur eineinhalb Monaten die 10 000 Franken zusammen, die sie zur Entwicklung der Software benötigten. Weil das Budget relativ knapp bemessen war, gibt es die App im Moment nur für iPhone und iPad.

ES IST ABER BEREITS eine Nachfolge-App geplant. Diese soll auf allen gängigen Smartphones laufen und den Dialekt der User mithilfe automatischer Spracherkennung ermitteln. Vom Schweizerischen Nationalfonds als sogenanntes Agora-Projekt mit rund 180 000 Franken unterstützt, ist «Swiss Voice App» am 1. Februar angelaufen. Bis diese App fertig ist, müssen sich die User allerdings bis 2015 gedulden. **> KOMMENTAR SEITE 11**

Die Dialäkt-Äpp kann ab nächsten Freitag kostenlos herunterladen werden.

Spielereien an der Bach-Quelle

Der deutsche Bratscher Nils Mönkemeyer verblüfft mit seinen CDs die Klassikwelt

HO

Sind Bratscher, die Stiefkinder der Klassik, dazu da, um als Witzobjekt herzuhalten? Nils Mönkemeyer beweist das Gegenteil, überragt an Ruhm viele deutsche Geigerinnen – und führt gar eine schwarze Geigerinnen-Liste.

VON **CHRISTIAN BERZINS**

Kann es in einer Kirche nach Meer riechen? Wenn dort Nils Mönkemeyer vor dem Altar steht und Bach spielt durchaus. Und ein Hauch Fondue hängt auch noch in der Luft. Denn kaum von der harten Kirchenbank in Ennetbürgen in die bequeme «Stradivari-Festival»-Limousine gewechselt, erzählt der 35-Jährige vom Vorabend, wo es in der Villa Honegg – hoch oben auf dem Bürgenstock – zum offiziellen Festivalende lustig zu und her gegangen sei. Beim Fondue wurde nicht mit Kirsch gespart…

Dem Zusatzkonzert in der kalten Kirche am Folgetag tat das keinen Abbruch, auch wenn Mönkemeyer nach geschlagener Schlacht müde aussieht. Gut gelaunt ist er dennoch, erzählt gleich von Fräulein Else, einer erotischen Novelle Arthur Schnitzlers, schweift ab zu Schumann, um schliesslich bei Bach zu landen. Dessen Musik kreist noch im Bratscherkopf. Mittlerweile wären auch seine Hände warm, die Fingerfertigkeit zur noch virtuoseren Bewältigung der Suiten gewährleistet. Mönkemeyer nimmts gelassen: «Bei Bach braucht man ja nicht so viel Vibrato, hätte ich Brahms gespielt, wäre das blöder gewesen.» Und Mönkemeyer lacht lauthals, als er sich unsere Schlagzeile selbst zurechtlegt. «Es war kalt, Mönkemeyer spielte historisch informiert» .

Zeitgemäss versucht sich dieser moderne Allroundmusiker mit dem Vibrato immer zurückzuhalten, wenn er Barockmusik spielt – so, wie es mittlerweile nicht nur bei den Spezialisten üblich ist. Aber Mönkemeyer ist kein Barockfanatiker, sondern ein Barockpragmatiker.

Mönkemeyer ist nicht per Zufall Bratscher geworden, er entwuchs, ja entfremdete sich in der Pubertät entschieden von seiner Geige: «Das Instrument ist die innere Stimme und muss dem entsprechen, wie ich innerlich den Klang höre.» Kurz: Dieser Mensch übersetzt seine Welt in Bratschenklänge.

UND DOCH WILL ES das Schicksal, dass alle Bratscher, die sich vom Geigendasein losgesagt haben, den Geigern wegen des traumhaft schönen Konzerts für Bratsche und Geige von W. A. Mozart für ewig verbunden bleiben – wohl oder übel. Nicht immer leicht für Mönkemeyer: «Dieses Werk funktioniert für mich nur, wenn ich verstehe, was der andere sagen will, und darauf reagieren kann.» Mit Vilde Frang gelingt das, mit Julia Fischer auch. Mit einigen anderen nicht. Mönkemeyer ist rigoros, hat schon Konzerte abgesagt, wenn er mit jemandem spielen sollte, mit dem er schlechte Erfahrungen gemacht hatte. «Ich habe meine schwarze Liste», sagt er halb ernst, halb lächelnd.

Mönkemeyer kann sich solche Extravaganzen leisten, denn er ist ein Phänomen, ein Glücksfall für die Klassikwelt. Hat er sich doch nicht nur als Bratscher mit aller Konsequenz in die erste Reihe gespielt, sondern war in Deutschland bereits in jeder vierten Talkshow und jedem zweiten Festival zu Gast. Seine CDs schafften gar den Sprung in die deutschen Pop-Charts – mit Bratschenmusik, notabene, diesem kaum je solistisch gehörten Instrument.

SONY BIETET MÖNKEMEYER eine Plattform, er nutzt sie klug wie frech: «Die Programme sind so gemacht, dass die Bratsche im CD-Markt eine Chance bekommt, wahrgenommen zu werden.» Dazu gehören seine durchwegs auffälligen Covers. Auf dem Neusten mit dem neckischen Titel «Bach und mehr» steht er barfuss im Mittelmeer südlich von Napoli, in Positano. Zu hören sind drei von J. S. Bachs berühmten Cello-Suiten – und klar: Mit dem CD-Titel spielt Mönkemeyer an auf das Bonmot von Albert Schweitzer, wonach Bach seiner Grösse wegen eigentlich «Meer» heissen sollte.

> «Die CD-Programme sind so gemacht, dass die Bratsche im Markt wahrgenommen wird.»
>
> NILS MÖNKEMEYER, BRATSCHER

Einmal mehr also muss Bach für eine Bearbeitung herhalten. «Man kann ihn auf einem Kamm blasen und es ist trotzdem genial: Die Essenz dieser Musik ist nicht kaputt zu kriegen. Das macht das Ganze auch schwierig: Unabhängig von den Bearbeitungen kann man ihn barock oder romantisch spielen. Aber jeder muss seine Entscheidung treffen! Kommt hinzu, dass man sich auch von Vorbildern befreien muss, die das alles schon hundert Mal toll gemacht haben. Bach ist gleichzeitig unantastbar und unverwüstlich.»

Skrupel vor der Bearbeitung für Bratsche hatte er nicht, da er keine einzige Note zu ändern brauchte. Trotzdem war es schwierig, die eigenen Hörgewohnheiten zu überwinden. Aber Mönkemeyer weiss unterdessen: Hat er ein Stück bearbeitet, muss er beim Spiel etwas Neues daraus machen. «Dann entdecke ich plötzlich Dinge, die auf dem Cello gar nicht möglich sind. Der Bratschenton ist leichter, alles geht viel schneller.»

WER SEINE CD HÖRT, wird darüber staunen. Aber zuerst, das sei nicht verschwiegen, gilt es tatsächlich, die eigenen Hörerfahrungen zu überwinden, bis dieses romantische Pablo-Casals-Bassgrummeln verschwunden ist. Hat man es nach drei Suiten geschafft, verführt Mönkemeyer den Hörer in die Gegenwart, man tritt hinaus aus dem vermeintlich strengen Kosmos Bach, gelangt hinauf in ungeahnte Höhen, wo das Wasser aus rauschenden Quellen strömt und zu munteren Bächen wird.

CD: Nils Mönkemeyer, Bach und mehr, Sony 2013.
Konzert: Lörrach, Burghof, 13. 4.

Schwelgen im Retro-Poprock

Die amerikanische Band The Strokes war am Ende – jetzt knüpft sie mit dem Album «Comedown Machine» wieder an alte Erfolge an

VON **ALBERT KUHN**

Womit haben die Nullerjahre wirklich begonnen? Mit einem neuen Datum? Mit der Dotcom-Krise? Falsch. Mit einem Schrei. Mit «Is This It?», ein zweieinhalb Minuten kurzer Song, getragen von der Vollgasstimme von Julian Casablancas, New York. Gegen Ende der Nummer legte Casablancas tatsächlich noch einen fünften Gang ein. Es hörte sich nach Monte Carlo an. So muss ein Jahrhundert anfangen.

SEITHER SIND dreizehn Jahre und vier Alben vergangen. Das Strokes-Rezept, bestehend aus Velvet Underground, Modern Lovers und Cheap Trick fiel auseinander. Casablancas nahm ein smartes, halbelektronisches Solo-Album auf. Die Band war am Boden. Auch Gruppentherapie in Form eines weiteren Albums nutzte nichts. Der Tiefpunkt. Niemand hätte auf die Strokes, die als Vertreter des sogenannten Garagenrocks gelten, noch einen Euro gesetzt. Schon gar nicht, dass noch ein Album erscheinen würde, das an «Is This It?» irgendwie heranreicht.

UND NUN DIESE ÜBERRASCHUNG! Das fünfte Album beginnt mit einer kurzen, hell aufschreienden Gitarren-Attacke. Und gleich der Kontrast: ein dichtes, fast intim klingendes Geflecht aus gedämpften Gitarrenmelodiechen und süssen Stimmen. Es ist, als würden The Strokes jeden Teil des Songs in einem andern Raum einspielen.

«Tap Out», der Einstiegssong, klingt nach einer Band, die sich mächtig zusammengerauft hat. Diese Band tut echt alles, um diesen Eindruck zu untermauern. Niemand reisst aus, niemand geht solo. «All The Time» klingt ähnlich harmonisch, rockt aber deutlicher. Ein erstes Mal hört man – oh Wunder! – Casablancas Monte-Carlo-Organ wieder in voller Pracht.

Hat sich dem Pop unterworfen: Sänger Julian Casablancas. HO

Das neue Werk wird da und dort als Eighties-Produkt geschmäht. Hektisch und zickig scheint «One Way Trigger» dies vollumfänglich zu bestätigen. Stimmt aber nur halb. Viel eher ist es ein um Jahrzehnte zu spät abgelieferter New-Wave-Song. Auch «Welcome To Japan» bläst ins selbe Pop-Alphorn.

DIE ATMOSPHÄRE dieses Albums ist gesetzt: Auf nur leicht unterschiedlichen Grundlagen von digitaler Melancholie, Vierzigerjahre-Harmonien, symphonisch gewirkt, tummeln sich verschlungene Kopfstimmen- und Gitarrenmelodien zu einem perfekten, reinen Popsong. Der Titelsong führt dies exemplarisch vor. Und dieser Titelsong verzichtet gar auf jede Art von Ausbruch – bisher das Paradestück jedes Strokes-Songs. Das Album endet dumpf im Fourties-Groove.

JULIAN CASABLANCAS HAT SICH dem Pop unterworfen. Die Tricks und Gimmicks zur härteren Gangart hätte er in der Tasche, klaubt sie aber selten heraus. Casablancas will lieber sexy sein. Wir wären aber sehr dagegen, wenn er sich zum Justin Timberlake verwandeln möchte.

The Strokes: Comedown Machine.
Sony. ★★★★★